Kurzer Nachtrag zur Mundartpredigt

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-419925

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

der deutschen Hochschulen, dem unerbittlichen Kriegsgeschehen zum Opfer gefallen ist. Auch die heimelige Altstadt, wo hinterm alten Rathaus Goethes Jugendstandbild lebte, und die unermeßlichen Reichtümer des Bibliothekviertels sollen ein Raub der Flammen geworden sein. Bei einer solchen Hiobspost ersteht in dem Herzen des dankbaren ehemaligen Studenten ein um so lebendigeres und farbenprächtigeres Bild des geliebten „Paris an der Pleiße".

Im Herbst 1906 kam ich, nicht als „krasser Fuchs", sondern als Doktorand nach Leipzig. Wie's im Lied heißt, spähte ich in den Gassen, um eine bescheidene Bude aufzustöbern. Zu meinem Erstaunen stand da überall an den Häusern der seltsame Anschlag: „Garçon-logis". Nirgends war zu lesen: „Zimmer zu vermieten". Allerdings fand ich später diese Bezeichnung in den Straßen der Vororte. Ein „Zimmer", das war gut für einen Fabrikarbeiter; einem „Geistesarbeiter", wie man heute sagen würde, war selbstverständlich was Besseres, nämlich ein „Garçon-logis" bestimmt! Das Ulkigste, was ich da zu lesen bekam, das war: ein „Garçon-logis für Damen". Daß damit nicht etwa eine Pariser „garçonnière", sondern bloß eine feinere Unterkunft für eine Vertreterin des schönen Geschlechts gemeint war, das wurde mir nach einigem Nachdenken klar*. Wahrlich, ich mußte bald einsehen, daß Leipzig den Ruf eines „klein Paris", den es im 18. Jahrhundert erworben, noch immer verdiente! Was gab's da nicht alles für Dinge, die einen französischen Namen führten. Im Restaurant, das natürlich nicht Gasthaus oder Wirtshaus hieß, wurden zahlreiche Platten mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Gulasch, Kompott, was weiß ich noch. „Kompott" habe ich überhaupt in Leipzig zum erstenmal gehört. In unserm Familienkreis und in den Berner Studentenkosthäusern hieß so was einfach Öpfelmues. An den Wänden der Leipziger Restaurants stand zu lesen: „Bratwürste à 60 Pfennig das Paar". Lustig, nicht wahr, dieses à? Klang das nicht nach echt klassischem Französisch**? Am wehmütigsten stimmen mich heute die spottbilligen Preise von Anno dazumal. Da konnte ein armer Student, wie ich einer war, sich Symphoniekonzerte im Palmengarten leisten und mehrmals wöchentlich in herrlich geheizten „bassins" das Schwimmen üben.

Doch standen dem naiven Schweizer noch andere sprachliche Überraschungen bevor: Ein „Café", wo ich oft abends aß, sollte vergrößert werden. Ich unterhielt mich mit der Büfettdame und sagte: „Da werden Sie ja mehr Kellnerinnen anstellen müssen." „Bitte sehr", erhielt ich zur Antwort, „in unserm Restaurant gibt es keine Kellnerinnen, nur anständige Mädchen . . ." Was mir aber bei einer andern Gelegenheit zustieß, als ich einem Leipziger „Kommilitonen" sagte: „Deine Base ist ein liebenswürdiges Frauenzimmer", das mag der Leser ermessen, der schon etwas vom Schicksal gewisser Wörter und ihrem moralischen Verfall (auch in unserm Lande!) gehört hat.

Seit jener sorgenlosen Vorkriegszeit habe ich leider Leipzig nie mehr gesehen. Ob es wohl den Sprachsäuberern seither gelungen ist, den Wortschatz zu „entwelschen"? Wie dem auch sei, ich werde kaum je den Schmerz überwinden, den das jähe Verschwinden einer so hochgeschätzten Kulturstätte in mir ausgelöst hat. Manfred Schenker, Genf.

---

* Zusatz des Schriftleiters: Auch ich hatte in Leipzig einst mein „Garçon-logis". Nach meinem Wegzug schrieb mir die Inhaberin einmal: „Wir haben jetzt einen neuen Garçonherrn".

** Zusatz des Schriftleiters: In einer Bierwirtschaft sah ich angeschrieben: „Leicht Bayrisch a' 15 d", wobei das Wegwerfungszeichen wohl den accent grave vorstellen sollte.

Kurzer Nachtrag zur Mundartpredigt

Wenn von der Volksnähe der Mundart die Rede ist, erwähnt man gern Gotthelf, manchmal sogar in einem Atemzuge mit den eigentlichen Mundartdichtern, was durchaus irreführend ist. Immerhin: der Dichter Jeremias Gotthelf hat von der Mundart reichlichen Gebrauch gemacht; sollte man da nicht annehmen, auch der Pfarrer Albert Bitzius habe das getan? — Soeben ist ein erster Band seiner Predigten erschienen; in einem Bericht darüber lesen wir: „Nie macht er auch nur die geringste Konzession an die Rhetorik, nie spielt er mit dem leeren Wort. Und doch ist es stets eine feierlich getragene, ja manchmal eine prophetisch mächtige Sprache, in welche die Mundart nie, außer durch unkontrollierte Hintertürchen, einschleicht." — Der Mann ist offenbar hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen.

Schweizerdeutsches Wörterbuch („Idiotikon")

125. Heft. Huber & Co., Frauenfeld

Das Heft beginnt mit dem Worte Stump, dem die Vorstellung von etwas Verkürztem, Verstümmeltem zugrunde liegt; daraus entspringen zahlreiche Sonderbedeutungen wie etwa Wurzelstock eines Baumes, verstümmeltes Glied, Zigarre ohne Kopf; als abgebrochene Zähne erinnern „Stümpe" noch an vergangene bessere Tage, besonders wo die Redensart: „Wer de Wi über d'Zäh ine lot, mues no 's Wasser über d'Stümpe lo laufe" zur traurigen Tatsache geworden ist. Manches — ob Kerze, Siegellack, Reisbesen usw. — verzehrt sich im Gebrauch zum unansehnlichen Stümpli, das von da aus auch sonst einen Rest bezeichnen kann, z. B. von Speisen, allgemein bekannt aus der Redensart: „'s Stümpli g'hört em Lümpli". Vom Verkürzten ist kein weiter Schritt zu dem von Natur aus Kurzen, und so wird unser Wort z. B. auch von kurzen, dicken Menschen verwendet, während bei einem „Stumpe Herdöpfel" oder gar bei einem „Stümpli Gelt" weniger die Kürze als die Dicke geschätzt wird.

Die zünftische Ordnung vergangener Zeiten hielt streng auf die Vorschriften über die Ausbildung des Nachwuchses; wer sie nicht erfüllt hatte, wurde als „Stümpler" verachtet, und immer wieder wurde von den „ehrlichen Meistern" der obrigkeitliche Schutz gegen ihr „Stümple" („unlauterer Wettbewerb" würde man heute sagen) gefordert; ein Murtener Kannengießer z. B. klagte 1660, „wasmaßen er an seinem Handwerk verhindert werde durch die umbstreichenden saffoyischen, italienischen, lombardischen Keßler und Stümpler mit Einschleikung ihrer zinigen Wahr und Stümplerarbeit".

Ebenfalls in vergangene Zeiten führt uns der Stampf oder die „Stampfi", wo allerhand Dinge klein gestampft oder gepreßt wurden, und je nach dem besonderen Zweck bezeichnete man diese Betriebe auch als Öl-, Pulver-, Bei- (Knochen), Gersten-, Hirs-, Tabak-, Gips-Stampfi usf. Da und dort erinnern noch Flurnamen an dieses verschwundene Gewerbe, so der Stampfenbach in Zürich, und auch der Familienname Stampfli mag hierher gehören. Der Stämpfel als wichtigster Teil einer solchen Stampfi ist wohl vergessen; das Wort selbst aber hat einen neuen Aufschwung erlebt als Bezeichnung des wohlbekannten Gerätes, das allerdings mehr und mehr in der schriftsprachlichen Form Stempel genannt wird. Der Umstand, daß ein solcher „Stämpfel" hie und da mißbräuchlich verwendet wird, führte zu der Wendung „lüge wie g'stämpflet", einer für die Buchdrucker tröstlichen Parallele zu „lüge wie 'truckt". In fri-